

C. H. FRIEDL

DIE FÜSSE DER
KRÄHE

Erzählung

© 2021 C. H. Friedl

Umschlaggestaltung & Satz: Anton Egle
Lektorat & Korrektorat: Gudrun Likar

Verlag: myMorawa von Dataform Media GmbH, Wien
www.mymorawa.com

ISBN: 978-3-99129-135-0



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Der in der Erzählung vorkommende Bericht „Flugzeugabsturz über Buenos Aires: Drei Österreicher unter den 274 Opfern“ wurde nie veröffentlicht und ist frei erfunden. Allerdings wurden die darin enthaltenen Aussagen von Dr. Henry Streby dem Aufsatz „Singvögel spüren drohendes Unwetter“ von Lucian Haas entnommen (siehe www.deutschlandfunk.de, 19.12.2014).

*Die Krähen waren wieder zurückgekommen,
die rabenschwarzen.*

Er konnte mit ihnen sprechen.

Er war im Zeichen der Raben geboren.

TAG EINS

1.1

Der Wecker holt mich mit seinem Piepsen aus dem Schlaf. Mechanisch drücke ich auf die Schlummertaste. Es ist fünf Uhr morgens und stockdunkel. Ab November beginnen einen die Nächte zu erdrücken. Mein Herz schlägt unregelmäßig. Ich muss noch drei Schularbeiten korrigieren, die ich heute unbedingt zurückgeben muss. Märchen, erste Klasse. Das ist zu schaffen. Ich habe zwei Stunden. Um spätestens sieben muss ich aufbrechen, um

rechtzeitig in der Schule zu sein. Ich bleibe liegen und warte auf ein weiteres Wecksignal. Mir ist zum Kotzen. In letzter Zeit schiebe ich die Korrekturarbeiten so lange auf, bis sie eigentlich nicht mehr zu schaffen sind. Ich kann nach 23 Dienstjahren keine Schülertexte mehr lesen. Mir wird übel davon. Am liebsten würde ich mich zur Seite drehen und weiterschlafen, um sieben die Sekretärin anrufen und sagen: „Felicitas, ich kann heute nicht kommen, die Kopfschmerzen bringen mich um.“ Aber das ist nicht wirklich eine Option. Die Schularbeiten müssen zurückgegeben werden, wenn nicht heute, dann in den nächsten Tagen, und die Hausaufgaben der dritten und sechsten Klasse stehen an. Kranksein während der Schularbeitszeit ist einfach nicht drin. Der Wecker meldet sich abermals. Ich gebe mir einen Ruck, schalte ihn aus und stehe auf. Das Hamsterrad beginnt sich zu drehen.

Auf meinem Schreibtisch liegen die Schularbeitshefte von Parsa, Erol und Nicole. Beim Anblick der gelben Einbände kommt mein Kreislauf in Schwung. Ich darf mich bei der Korrektur nicht verzetteln, es ist schon halb sechs. Welches Thema hat Parsa gewählt? Ich öffne sein Heft und sehe mit einem Blick, dass er das Märchen vom König, der sich im Wald verirrt, fortgesetzt hat. Ganz passabel, der Kampf mit der Hexe vielleicht nicht ganz so nachvollziehbar, aber immerhin mit einem glücklichen Ende. Auch an Erols Arbeit ist im Großen und Ganzen bis auf einige unbeholfene Formulierungen nichts auszusetzen. Es ist mittlerweile zehn nach sechs, ich bin im Zeitplan. Seit ich für die Unterstufe Beurteilungsraster erstellt habe, basierend auf Inhalt, Aufbau, Ausdruck, Sprach- und Schreibrichtigkeit, fällt mir die Benotung der Schülerarbeiten leichter. Außerdem ist die Beurteilung für die Schüler so viel transparenter. Auch für die Eltern, die nicht mehr wie in vergangenen Zeiten hinnehmen, was die Frau oder der

Herr Professor für ausgezeichnet bzw. unzureichend befunden hat. Und das ist auch gut so. Wenn ich an meine eigene Schulzeit im Gymnasium denke, bekomme ich die Krise. Für mich war sie eine einzige Qual. Widerspruch gegen Unterrichtende war undenkbar, man war ihnen hilflos ausgeliefert.

Nicole hat sich ebenfalls für die Märchenfortsetzung entschieden und sich damit eine Einleitung erspart. Sie braucht nicht für irgendeine Märchenfigur ein Problem zu konstruieren, das es zu bewältigen gilt. Keine Müllerstochter, die Stroh zu Gold spinnen soll, obwohl sie es nicht kann, keine Eltern, die ihre Kinder in den Wald schicken, weil sie zu wenig zu essen haben, kein Prinz, der gegen Riesen antreten soll, weil sie das Reich seines Vaters verwüsten.

Als das letzte Heft korrigiert vor mir liegt, überkommt mich eine Leichtigkeit, die einen nur dann befällt, wenn man endlich eine längst überfällige Arbeit erledigt hat. Es ist halb sieben. Auf dem Weg ins Badezimmer treffe ich Felix, meinen Sohn, 16, nicht sehr gesprächig.

„Hallo, Morgen.“

„Morgen“, und weg ist er. Auch er muss zur Schule.

1.2

Der Himmel präsentiert sich als eine trübe Suppe. Es regnet. Der Seat vor mir wirbelt den Wasserfilm auf, der sich auf der Straße gebildet hat; das Wasser klatscht gegen meine Windschutzscheibe und nimmt mir zeitweise die Sicht. Die Wischerblätter des Scheibenwischers sollten wieder mal ausgetauscht werden. Ich drossle das Tempo. Trostlos ragen aus dem Nebeldunst die Gerippe der Pappeln, die die Straße säumen. In Fischamend halte ich bei einem Supermarkt, um mir eine Jause zu kaufen. Neben den aneinandergeketteten Einkaufswägen beim Eingang steht eine ältere Frau in einem bodenlangen Rock, eine Gesichtshaut wie gegerbtes Leder. Ihr angegrautes Haar ist straff zurückgebürstet, ein rotes Haarband mit weißen Punkten hält es nieder. Eine Romni vermutlich, vielleicht aus Ungarn, Rumänien oder der Slowakei. Sie nickt mir freundlich zu und hält mir eine Zeitung entgegen. „Europa der Grenzzäune“ lese ich im Vorbeigehen.

Ich habe keinen Kopf dafür. Im Lebensmittelmarkt haste ich auf die Feinkosttheke zu, mein Zeitfenster ist klein. Ich bestelle

zwei Langsemmeln mit Bergkäse, vor Fleisch graust mir morgens. An der Kassa komme ich gleich dran. Ich bin im Zeitplan. Auf der A4 ist es in 20 Minuten nach Wien zu schaffen, vorausgesetzt, es gibt keinen Stau. Der Unterricht beginnt in 45 Minuten. Beim Verlassen des Lebensmittelmarkts bleibt mein Blick am Gesicht der Kolporteurin hängen. In ihren Augen wohnt die Traurigkeit. Die Alte lächelt mich an, bittend. Aus ihren äußeren Augenwinkeln strahlen die Füße der Krähen. Auf der Titelseite der Zeitung *We The People* ist ein Kind mit Wasserfläschchen vor einem Grenzzaun abgebildet. Die Alte will 2,50 Euro dafür, 1,25 Euro bleiben ihr vom Verkauf. Ich gebe ihr drei Euro, da fasst sie meine Hand, als wolle sie sich dafür bedanken, und streicht über meine Handfläche. „Herz offen“, sagt sie in gebrochenem Deutsch. Auf einmal verfinstert sich ihr Gesicht. Unwillkürlich ziehe ich meine Hand zurück, gehe aber nicht, sondern schaue die Frau fragend an. Ich will jetzt wissen, was in meiner Hand zu lesen ist.

Sie zögert kurz, sagt dann aber in gebrochenem Deutsch: „Drei Tage ... tot.“ Ihre Worte geben mir einen Stich ins Herz. Was sagt sie da? In drei Tagen soll ich tot sein? Ich spüre das Blut in der Halsschlagader pulsieren. Keine Panik, ganz ruhig. Ungläubig sehe ich der Romni in die Augen, nehme die Zeitung und mache mich, ihr einen Gruß zunickend, auf den Weg.

1.3

Auf der A4 herrscht wie jeden Morgen reger Verkehr. Der Regen hat ein wenig nachgelassen. Beim Knoten Schwechat gerate ich in einen Stau. Jetzt wird es knapp. Die Prophezeiung der Alten geht mir nicht aus dem Kopf. Ich ärgere mich über sie, aber vor allem über mich, dass ich mir über den Hokusfokus überhaupt Gedanken mache. Es ist doch der reinste Aberglaube, zu meinen, dass man die Zukunft aus der Hand lesen kann. Wer glaubt denn heute noch an so etwas? Kinder, Alte? Esoteriker, mein Taufpate Gerhard ... Landmenschen mehr als Stadtmenschen ... eigentlich viele. Gut, ich freue mich auch, wenn ich einen Rauchfangkehrer sehe, weil er Glück verheißt, aber dass eine schwarze Katze, die von links nach rechts über die Straße läuft, zwangsläufig Unglück bringt, das ist doch Humbug. Und Scherben sollen Glück bringen? Eher Unannehmlichkeiten. Und vierblättrige Kleeblätter und Schweine? Ich muss mich auf den Verkehr konzentrieren, die Kolonne setzt sich langsam in Bewegung. Das tägliche Pendeln höhlt einen aus, ganz langsam, wie der Tropfen den Stein. Aber woran

glauben wir denn heute wirklich? An die Vorzüge des Konsums?
An die menschliche Individualität? An ein Leben nach dem Tod?
Sollte nicht ein Leben vor dem Tod reichen?

1.4

Zehn Minuten vor Unterrichtsbeginn hetze ich in das Schulgebäude, beladen mit meiner Umhängetasche und zwei Tragtaschen, worin sich die Schularbeitshefte und die Klassenlektüre für die achte Klasse befinden. Auf dem Gang zum Konferenzzimmer kommt mir Karin entgegen. Sie unterrichtet die vierte Klasse in Deutsch. Ich bin ihr Mentor. Sie wirkt aufgelöst. Ihre Augenlider sind gerötet, verquollen.

„Morgen, hab schon auf dich gewartet.“ Sie zeigt mir ein ausgedrucktes Mail. Ich habe keine Hand frei.

„Morgen. Von wem ist es?“

„Von Herrn Sargmann. An den Chef. Der hat mich gleich in die Direktion geholt.“

„Was will er denn schon wieder, der Herr Sargmann?“, frage ich gereizt. Das habe ich gerne – Eltern, die einem schon in der Früh den Nerv ziehen.

„Ich soll die Klasse abgeben.“

„Wie bitte? Das kann ja wohl nicht wahr sein!“ Ich bin perplex.

Karin hält mir die Tür zum Lehrerzimmer auf. Ich stelle die Taschen auf meinem Arbeitsplatz ab und überfliege das Mail. Es ist impertinent, wie einige Eltern immer wieder versuchen, Druck auf Kollegen auszuüben.

„In der zweiten Stunde können wir alles besprechen, wenn du Zeit hast, da hab ich ein Fenster. Jetzt muss ich gleich in die 1C, die Schularbeiten zurückgeben, danach hab ich Gangaufsicht im Erdgeschoß.“

Karin nickt. Sie ist wie eine Feder, fast zu leicht für den Lehrerjob.

„Kopf hoch, das klären wir.“ Ich lächle ihr aufmunternd zu. Mit ihren 25 Jahren könnte sie meine Tochter sein.

Ich brauche jetzt sofort einen Espresso, sonst kippe ich um. Neben der Kaffeemaschine im Besprechungsraum steht Igor, gut gelaunt wie fast jeden Morgen.

„Alles okay?“, begrüßt er mich und runzelt die Stirn. „Du siehst etwas blass aus.“

Ich stecke eine Kapsel in die Nespresso-Maschine und drücke Kaffee daraus.

„Geht schon, etwas viel momentan. Bin schon seit fünf auf und habe Schularbeiten korrigiert.“

„Wie hältst du das nur aus? Ich krieg schon bei den Biologietests die Krise. Was die teilweise fabrizieren, ist ja kein Deutsch.“

„Was erwartest du denn? Viele sprechen zu Hause nicht Deutsch. Kinder aus Leopoldstadt eben. Aber ein Witz ist es schon, dass die Klassenteilungen für Englisch niedriger sind als für Deutsch.“

Unerbittlich scheppert die Schulglocke.

„Also dann“, sage ich zu Igor, „wir sehen uns.“

In der ersten Klasse erwarten mich die Schülerinnen und Schüler schon ganz aufgeregt.

„Gibt es Fünfer?“, schreit Nikola von einem der hinteren Plätze heraus.

„Leider schon“, sage ich, und es wird leise in der Klasse.

Besonders die Schüler, die in Deutsch schwächer sind, erstarren. Sie tun mir leid. Ist es unserer Gesellschaft überhaupt bewusst, was sie den Kleinen zumutet? Sicher nicht. Die Erst- und Zweitklässler haben eigentlich in einem Gymnasium noch nichts verloren. Schweiz – sechs Jahre Grundschule; Italien und Frankreich – fünf; warum also in Österreich nur vier? Das entspricht doch gar nicht der Entwicklung der Kinder. Ihrer Entwicklung würde viel eher eine verpflichtende Volksschule bis 11 oder 12 entsprechen. Dieser Form von allgemeiner Gesamtschule könnte ich etwas abgewinnen. Aber Lehrer werden diesbezüglich nicht gefragt, dafür gibt es in Österreich Experten. Nur an den Schulen lassen sich diese nicht blicken, die meiden sie wie eine ansteckende Krankheit.

„Aber eine misslungene Schularbeit“, füge ich hinzu, „ist kein Grund zu verzweifeln. Schon bald haben diejenigen, bei denen es diesmal nicht so gut geklappt hat, die Möglichkeit, sich zu verbessern. In einem Monat gibt es schon die zweite. Insgesamt ist die Schularbeit, es war ja eure erste im Gymnasium, recht erfreulich ausgefallen. Einige Märchen sind wirklich toll geworden. Aber jetzt gebe ich euch die Schularbeiten zurück, ihr könnt ja vor Aufregung nicht mehr ruhig sitzen.“

Beim Austeilen der Schularbeiten bricht ein unglaublicher Wirbel in der Klasse aus. Die Schüler flippen vollkommen aus. Engin jubelt wie ein Fußballer nach einem erzielten Tor. Er springt von seinem Platz auf und stürmt, das Schularbeitsheft in seiner Hand

schwenkend, begeistert durch die Klasse. Luca und Daniel laufen ihm hinterher.

Enisa schluchzt, ihre Freundinnen trösten sie. Ich kümmere mich, wie es Sanitäter tun, wenn sie zu einem Unfallort mit mehreren Verletzten kommen, zuerst um die ganz Stillen. Bei diesen ist der Zustand bedrohlich, sie brauchen Zuwendung.

Leon sitzt unbeweglich auf seinem Platz. Ein Häuflein Elend, den Blick ungläubig auf das Nicht genügend gerichtet, das leuchtend rot aus seinem Heft knallt und seinen Tag tötet.

„Lass den Kopf nicht hängen“, versuche ich ihn zu trösten, „von einem Fünfer geht die Welt nicht unter.“ Doch ich komme nicht an ihn heran. Seine Welt ist bereits untergegangen.

Vielleicht sollte eine unzureichende Arbeit überhaupt nicht benotet werden, sondern nur beschrieben?

1.5

Die fünfminütige Pause zwischen der ersten und der zweiten Stunde verläuft ohne nennenswerte Zwischenfälle. Im Besprechungszimmer erwartet mich bereits Karin. In sich zusammengesunken sitzt sie da, ihre Bluse hängt an ihr wie an einem Kleiderhaken. Unweigerlich muss ich an Leon denken. Warum produziert Schule nur so viel Leid?

„Ich könnte losheulen“, schnaubt Karin.

„Hast du das Mail dabei?“

Sie zieht das Schreiben aus einer roten Heftmappe und gibt es mir.

*Sehr geehrter Herr Direktor Mosor,
es sind einige Eltern an mich herangetreten, was man unternehmen kann, dass ab der 5. die Klasse Mag. Stoiber nicht mehr in Deutsch bekommt. Was unter anderem auch mein Anliegen und das Anliegen vieler, vielleicht sogar aller Schüler wäre.*

Ich kann gerne von den Eltern schriftliche Stellungnahmen besor-

gen bzw. wäre es sicher gut, wenn auch Sie einmal mit den Schülern sprechen würden.

Ich kann nur aus meiner Sicht sprechen: Gunther bekam eine 5 auf die Schularbeit, wo er unter anderem 0 Punkte für den Ausdruck bekam. Ich habe die Schularbeit von zwei anderen Gymnasium Professoren bewerten lassen, und das wäre 2 bis 3 gewesen.

Ich habe danach das Gespräch mit Prof. Stoiber gesucht, was in meinen Augen ziemlich sinnlos war, da sie hauptsächlich an seinem Ausdruck herummäkelte und mir klarmachte, dass er auch im 2. Halbjahr ebenfalls eine 5 bekommen wird – außer er schreibt anders.

Gerne besorge ich Ihnen Stellungnahmen weiterer Eltern, die ähnliche Probleme haben.

Ich habe mich auch schon im Elternverein erkundigt, und mir wurde empfohlen, mit Ihnen zu sprechen, da Sie deponieren können, dass seitens der Eltern und Schüler ein Lehrerwechsel erwünscht ist.

Ich bitte Sie, mir mitzuteilen, was wir seitens der Eltern unternehmen können. Ein weiteres Gespräch mit Prof. Stoiber ziehe ich nicht in Betracht, da sie ohnehin ihre vorgefasste Meinung hat.

Ich finde es nur traurig und deprimierend für den Schüler, wenn ein Schüler nur 1 und 2 hat und dann eine 5 in der Muttersprache bekommt.

Ich bitte wie gesagt um eine kurze Stellungnahme, was wir seitens der Eltern machen können.

*Mit freundlichen Grüßen
Alfred Sargmann*

„Wenn es wirklich so ist“, bricht es aus Karin hervor, „dass es ein Anliegen fast aller Schüler ist, dass sie eine andere Lehrkraft bekommen, dann gebe ich die Klasse ab.“ Sie stockt, dann sprudelt es weiter aus ihr heraus.

„Was soll es für einen Sinn machen, Schüler zu unterrichten, die einen so massiv ablehnen? Dabei kann doch nichts herausschauen. Aber ich habe nicht den Eindruck, dass ich insgesamt von der Klasse abgelehnt werde. Sicher, da ist diese Gruppe um Laura, aber das sind ja nicht alle. Dem Sargmann geht es in Wirklichkeit doch nur darum, dass sein Sohn auf die Schularbeit ein Nicht genügend bekommen hat und er nicht einsieht, dass sein ach so begabter Sohn vielleicht gar nicht so begabt ist, wie er glaubt.“

„Ja, ich weiß, wir sind die Arbeit ja gemeinsam durchgegangen, das Nicht genügend geht völlig in Ordnung. Die Erörterung war inhaltlich negativ, weil Gunther die Schreibaufgaben nicht erfüllt hat. Und was sagt eigentlich der Chef dazu, er hat doch mit dir gesprochen?“

„Du kennst ihn ja. Der hat sein Gesicht verzogen wie ein Gequälter. Hat mir das Mail gegeben und gemeint, dass er mit den Schülern sprechen wird, um sich ein Bild zu machen. Und die Schularbeit von Gunther wollte er haben.“

„Die soll er sich nur genau durchlesen. Und auch die Angabe. Ich werd jetzt gleich mit ihm reden, wenn er Zeit hat. Das wird schon“, sage ich und würde mir am liebsten sofort eine Zigarette anrauchen. Aber die Zeiten sind vorbei.

1.6

Die Sekretärin weiß nicht, wo der Direktor ist. Vermutlich ist er irgendwo im Schulhaus unterwegs und inspiziert sein Reich. Das Franz-Grillparzer-Gymnasium, ein historistisches Bauwerk aus der Gründerzeit, das ein galizischer Getreidehändler im 2. Bezirk an der Taborstraße errichten ließ. Durch dubiose Geschäfte mit der k. u. k. Armee hatte er es zu beträchtlichem Wohlstand gebracht. Doch als er beim Börsenkrach 1873 sein gesamtes Vermögen verlor, schoss er sich eine Kugel in den Kopf. Danach kam das Gebäude in den Besitz der Stadt Wien, die darin eine Lehrerbildungsanstalt einrichtete. 1905 wurde es vom Staat übernommen und als *K. K. Real- und Obergymnasium im II. Bezirke in Wien* nach Umbauten im Schuljahr 1906/07 eröffnet.

Heute besuchen ungefähr 700 Schüler unterschiedlicher Nationalität – mehr als 20 Erstsprachen wurden im Schuljahr 2020/21 erhoben – das Grillparzer-Gymnasium. Sie alle verbindet die Schule, ihre Jugend, Wien und die deutsche Sprache.

Unschlüssig gehe ich den hofseitigen Gang entlang, von dem

man durch die hohen Arkadenfenster auf den vor einigen Jahren erfolgten Glaszubau, den Pausenhof und den angrenzenden Hartplatz sieht. Bei dem nasskalten Wetter sieht alles trostlos aus. Nur ein paar Nebelkrähen hüpfen um etwas herum, das ich nicht genau erkennen kann. Ich bleibe stehen. Etwas Rundes, Dunkelbraunes. Eine Nuss? Eine Krähe schnappt danach. Da hält die andere inne, neigt den Kopf und schaut in meine Richtung. Mit ihren dunklen Knopfaugen fixiert sie mich. Auf einmal leuchtet es in ihnen gelb-orange auf, und ein Lichtstrahl bohrt sich durch meine Pupille. Ich kann die Augenlider nicht mehr schließen, sie sind wie festgeklebt. Mit aufgerissenen Augen sehe ich, unfähig mich zu bewegen, wie sich die Krähe erhebt und aufgebracht krächzend auf mich zu flattert. Ich bin völlig gelähmt.

„Herr Professor.“

Ich schrecke zusammen.

„Ist Ihnen nicht gut?“ Der Direktor, der sich mir unbemerkt von der Seite genähert hat, sieht mich prüfend an.

„Etwas müde vielleicht, Sie wissen ja, die Korrekturarbeiten.“

„Ja dann, ich wollte Sie nicht erschrecken. Es ist nur ... ich komme soeben aus der vierten Klasse, die Ihre Mentee in Deutsch unterrichtet. Es ist ein bisschen heikel. Wie soll ich sagen – unangenehm. Kann ich Sie bei mir sprechen?“

Höflich, aber bestimmt geleitet er mich den Gang entlang zur Direktion. Die Krähe hat sich mittlerweile wieder neben den anderen niedergelassen. Es ist, als wäre nichts geschehen.

„Ich nehme an, es geht um das Anliegen von Herrn Sargmann.“

„Sie sind schon unterrichtet?“

„Meine Kollegin hat mich kurz informiert.“

„Bitte, setzen Sie sich.“ Ich lasse mich in die wuchtige Leder-garnitur fallen, die den Raum beherrscht und zusammen mit den